

Zwischenspiel

Autor(en): **Horn, Holloway**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 19

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Z W I S C H E N S P I E L

Seit drei Jahren war Philipp nicht in London gewesen. Er war einsam und das ist ein übler Zustand. Sollte er Bob Rossiter anrufen? Nein, vielleicht wäre Mary am Telephon, er hätte nicht gewusst, was er mit ihr reden sollte. Sie hatten sich nicht geschrieben, weil Mary darum gebeten hatte, und er wusste, es war gut so.

Er ass allein, und seine Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit.

Drei Jahre war es jetzt her . . .

Sie hatten sich auf einer Wochenendgesellschaft getroffen, Philipp verstand sich mit den Gästen nicht so recht. Er fand sie ziemlich schwerfällig. Allerdings nur, bis Mary eintraf. Sie war die Tochter eines Landarztes, und wenn Bob ihm nicht schon von ihr erzählt gehabt hätte, wäre es jetzt deutlich geworden, dass er sie liebte.

Philipp tanzte ein paarmal mit ihr und entdeckte, dass sie sich ebensowenig in der Welt zurecht fand wie er.

«Sie waren mit Bob zusammen in Oxford?» fragte sie.

«Ja, aber ich war nicht solch erfolgreicher Sportler.»

«Deswegen ist er wohl auch hauptsächlich hingegangen», sagte sie mit leisem Lächeln.

«Er war der populärste Mann seines Jahrganges.»

Bob kam, um Mary zum Tanz aufzufordern. Die Leute beobachteten das Paar, denn Rossiters waren eine angesehene Familie und Bobs Braut eine bedeutende Persönlichkeit in diesem kleinen Ort. Niemand aber beobachtete die beiden mehr als Philipp.

In der Nacht wachte Philipp überrascht auf, als Bob, im Pyjama und ziemlich verstört aussehend, in sein Zimmer kam.

«Du bist wach, Philipp?»

«Ja, willst du eine Zigarette?»

«Was hältst du von ihr?» fragte Bob, statt zu antworten.

«Du meinst Mary? Du bist ein Glückspilz, Bob», sagte Philipp in beiläufigem, konventionellem Ton.

«Ich möchte wissen, warum?» sagte Bob ärgerlich. «Heute abend fragte ich sie, ob sie mich heiraten wolle. Seit Jahren war das mehr oder weniger klar. Aber sie erklärte, sie wüsste es noch nicht. Du kannst dir jetzt denken, wie glücklich ich bin. Sie hat keinen anderen, aber irgend was ist zwischen uns.»

. . . Ueber die Jahre hinweg sah Philipp seinen Freund im Zimmer stehen, verwirrt und ziemlich wütend. Einen Tag später fuhr Philipp zu einer gewichtigen Unterredung nach London zurück. Wenn er den Posten bekam, um den er sich bewarb, musste er innerhalb von sechs Wochen nach Sumatra.

Vierzehn Tage nach der Unterredung mit Bob erhielt Philipp die Verlobungsanzeige. Einen Tag später die Anstellung für Sumatra. Er fuhr in Urlaub nach Porthcallow, einem kleinen Dorf in Cornwall, wo man herrlich angeln und schwimmen konnte.

Gewöhnlich hatte er in den frühen Morgenstunden die See für sich allein, aber eines Tages sass ein Mädchen auf dem Floss des Badestrandes.

«Schöner Morgen, heute Morgen», sagte Philipp, als er auf das Floss kletterte.

«Wunderbar», erklärte sie und wandte ihm das Gesicht zu. Beide erstarrten.

«Wie . . . geschehen noch Wunder?» stammelte Philipp.

«Es ist nicht seltsamer, als alles andere auf der Welt», entgegnete Mary. «Mein Onkel ist Pfarrer hier. Ich bin für eine Woche bei ihm zu Besuch.»

«Ich muss Ihnen noch gratulieren», sagte er etwas ungeschickt. «Ich habe Bob selbstverständlich geschrieben, als ich die Anzeige erhielt.»

«Danke schön, bleiben Sie lange hier?»

«Nein, eine Woche vermutlich. Jedenfalls gehe ich im nächsten Monat nach Sumatra.»

«Sumatra», sagte sie gleichsam zu sich selbst.

«Kommen Sie nachher zum Fischen?»

«Gern», sagte sie beiläufig und sprang ins Wasser.

Die Fischereiexpedition war nicht gerade erfolgreich, aber das Wetter war herrlich, und die kleine Bucht, in der sie anlegten, war menschenleer.

«Ist es nicht reizend?» sagte Mary, als sie am Strand standen. «Ich war hier einmal mit meinem Onkel, als ich noch jung war.»



Pneuwechsel
Photo E. Geissbühler

«Und jetzt sind Sie sehr alt, nicht wahr?»

«Zweiundzwanzig. Ich fühle mich ziemlich alt.»
Nach einer kurzen Pause fragte sie: «Warum kamen Sie hierher?»

«Ganz einfach, als ich meine Anstellung und damit noch ein paar Wochen Zeit hatte, fuhr ich her. Ich kenne die Gegend schon lange.»

«Sumatra . . . das ist eine andere Welt.»

«Eine andere Welt», echote er. «Aber darf ich dieselbe Frage stellen, wie kamen Sie hierher?»

«Ich bekam auch meine Anstellung, eine Anstellung auf Lebenszeit», sagte sie mit dem Anflug eines Lächelns. «Ich wollte allein sein, um mir über die Zukunft klar zu werden.»

Sie sprachen nicht sehr viel in den nächsten Stunden, aber es war ihm, als kannten sie sich seit Jahren.

«Wollen Sie zu uns zum Abendessen kommen?» fragte Mary beim Abschied. «Mein Onkel würde sich freuen.»

Der Onkel war ein reizender alter Herr. Er war entzückt, als Philipp versprach, am nächsten Tag zum Gottesdienst zu kommen. Am folgenden Nachmittag spielten sie Golf, — ziemlich schlecht. Abends kletterten sie auf das Steilufer in der Nähe, um den Sonnenuntergang zu betrachten.

Jeden Tag machte Philipp sich Vorwürfe, dass er das Verhältnis zu Mary nicht klärte.

Am Wochenende, als sie wieder oben auf dem Steilufer sassen, drehte er sich plötzlich heftig um und sah ihr in die grauen Augen.

«Mary», sagte er.

«Oh, Philipp», sie lag in seinen Armen.

«Ich liebe dich, ich kann mir nicht helfen, aber ich liebe dich!» «Ich lieb' dich auch», sagte sie ganz ruhig. «Es gibt keinen anderen Ausweg, ich muss Bob die Wahrheit schreiben.»

«Ich fühle mich wie ein Schuft», sagte Philipp, «und Bob wird keine gute Miene zum bösen Spiel machen.»

Sie gingen zurück, und als sie das Pfarrhaus betraten, klingelte das Telephon.

«Ja, hier ist Mary», hörte Philipp sie sagen und weiter: «Wie schrecklich . . . Der arme Bob. Ich bin morgen früh da . . .»

Langsam, wie im Traum, legte sie den Hörer auf drehte sich Philipp zu.

«Bob ist vom Pferd abgeworfen worden, es geht ihm schlecht. Ich sprach mit seiner Mutter. Sie wollte, dass ich gleich komme. Oh Gott, die Aermste!»

Er sagte nichts, was sollte er auch sagen!

Am nächsten Morgen schwamm er ohne sie zum Floss. Ein paar Tage später erhielt er einen Brief von ihr. Er hatte ihn jetzt noch nach drei Jahren. Bob war ein hilfloser Krüppel, sie würden im Herbst heiraten.

Einen Augenblick lang war er zornig; es war, als hätte sich das Schicksal endgültig gegen ihn verschworen. Aber langsam begann er einzusehen, dass sie nicht anders handeln konnte.

Sie trafen sich noch einmal, bevor er nach Sumatra fuhr. Er hatte ihr erzählt, wann sein Zug in London abfuhr, und wenige Minuten vorher war sie auf dem Bahnsteig.

«Ich musste dir auf Wiedersehen sagen, Liebster. Bitte, schreib, mir nicht. Ich könnte es nicht ertragen.» Während sie inmitten der Menschen auf dem Bahnsteig sprach, verzog er keine Miene. Sie standen dann schweigend, die beiden, obwohl die Zeit so kurz war und sie sich so viel zu sagen hatten.

Er trennte sich von ihr auf dem Bahnsteig. Ihre ernsten grauen Augen folgten ihm sehnsüchtig.

Drei Jahre vergingen . . .

Die lachenden und schwatzenden Laute um ihn herum liessen ihn seine Einsamkeit noch mehr fühlen. Plötzlich entschloss er sich, wieder in das Fischerdörfchen Porthcallow zu fahren. Er könnte dort den Pfarrer treffen und etwas über Mary erfahren. Auf jeden Fall könnte er zu dem Floss schwimmen, auf das Steilufer klettern, um — allein zu sein.

Der kleine Ort war unverändert. Im Hotel erinnerte man sich seiner. Nach dem Essen schlenderte er zum Steilufer hinaus.

Der zauberische Abend stieg aus der Erinnerung in ihm auf, hier waren sie Hand in Hand gegangen. Blöd, sich alles noch einmal vorzustellen, aber jeder Stein kam ihm bekannt vor.

Er setzte sich und steckte die Pfeife an.

Ganz in der Ferne leuchtete ein winziges rotes Segel. Sonst war die Welt wie ausgestorben, ruhig bis auf das melancholische Kreischen der Möven über ihm.

Die Pfeife ging aus und wurde kalt in seiner Hand, aber er rührte sich nicht, sass da, verloren in seine Träume. So sah er auch nicht die Frau, die den Pfad heraufkam. Sie hielt plötzlich an, beobachtete ihn mit einem Blick, die Furcht ausdrückte.

Philipp gewährte sie und sah auf.

«Phil — ich dachte, du wärest ein Gespenst.»

«Mary!»

«Das kann nicht wahr sein, das gibt es nicht», rief sie.

«Ich bin gestern nach England zurückgekehrt», sagte er. «Mein Onkel ist krank, so kam ich her», erklärte sie.

«Wie geht es Bob?» fragte er.

Er fühlte wie sie erstarrte.

«Du hast meinen Brief nicht bekommen? Ich schrieb dir, wenige Wochen nachdem Bob starb.»

«Das habe ich nicht gewusst.»

Sie wandte ihr Gesicht ab. «Er war lange Zeit völlig hilflos. Aber er trug es tapfer.»

«Das glaube ich.»

«Ich muss gehen, mein Onkel sorgt sich sonst. Bist du allein hier?» Sie fragte beiläufig, gleichsam unpersönlich, das Gesicht abgewandt.

Aber er verstand und nahm ihren Kopf zärtlich in seine Hände, so dass er ihre Augen sehen konnte. Sie waren voller Tränen, doch der Mund lächelte.

«Nun bin ich nicht mehr allein, Mary», sagte er.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen: G. Röschert)

Gustav Renker

S I E H A T T E E S D O C H G U T G E M E I N T

Die Frau meines Freundes Ernst ist bewundernswert mutig. Sie begleitet ihren Mann auf schweren Bergtouren, reitet wie der selige Buffalo Bill und fängt Giftschlangen mit einem geschickten Handgriff hinter dem Kopf. Vor einem jedoch fürchtet sich Frau Agi bis zur Panik und Kopflosigkeit: vor Mäusen. In dem Landhaus jedoch, welches das Ehepaar bewohnte, und um dieses herum, gibt es viele Mäuse. Wo diese lieben Tierlein herumhopsen, muss man Katzen haben. Die Katze Agis heisst Peter und ist eine Kätzin. Das ist nicht sehr logisch, aber Tiernamen sind oft unlogisch.

Peter ist eine famose Mauserin, und diese Begabung steigerte sich, als eines Tages drei Junge da waren. Die Tiere bewohnten eine Rumpelkam-

mer im Erdgeschoss des Hauses, wo sie durch ein stets offenes, aber vergittertes Fenster nach Belieben ein- und ausgehen konnten. Während Peter früher, in sozusagen jungfräulichem Zustand, die Mäuse dort verzehrt hatte, wo sie gefangen wurden, benützte sie diese nun zur Berufsausbildung ihrer Nachkommenschaft. Das heisst, sie brachte sie in die Rumpelkammer, legte sie säuberlich der Reihe nach hin und unterrichtete ihre Jungen solcherart eindrücklich über das Verhältnis Katze-Maus. Dadurch hatte Peter sich angewöhnt, ihre Jagdbeute heimzubringen und konnte von dieser Gewohnheit auch nicht lassen, als die Jungen erwachsen waren und andere Heimstätten gefunden hatten. Denn für das Landhaus genügte eine einzige Katze.

Von dem Augenblick an, da Peter begonnen hatte, ihren Sprösslingen jeden Morgen ein wohl-assortiertes Mäusemenu zu bringen, mied Frau Agi die Katzenmutter. Denn vor toten Mäusen hat sie genau die gleiche Angst, das gleiche Grauen und Entsetzen wie vor lebendigen. Sie hat einfach einen Mäusekomplex — der nackte, lange Schwanz, so behauptet sie, erwecke ihr diese Gefühle. Dagegen kann man nichts machen — Komplexe gehören zum Charakter des Menschen, und erklären kann unsereiner sie nicht, sondern muss das dem grossen Psychanalytiker Freud überlassen. Ich beispielsweise habe einen Komplex gegen saure Kutteln und Haut auf dem Milchkaffee, während mein Freund Fredi keine Spinne sehen kann.

Frau Agi hat es mit den Mäusen, den toten und lebendigen. Von der Katze Peter aber konnte man nicht verlangen, dass sie davon wusste oder darauf Rücksicht nahm. Und da sie keine Jungen mehr hatte, denen sie Mäuse bringen konnte, beglückte sie ihre geliebte Herrin damit. An einem lauwarmen Sommerabend sass Frau Agi lesend auf der Veranda ihres Hauses, als in den nahen Büschen das zärtliche Gruuu Peters ertönte. Wenn die Katze liebesbedürftig war, mit ihren Jungen spielte oder auf Agis Schoss wollte, um dort zu schnurren, dann gurrte sie fast wie ein Täuberich. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, dass Katzen nur Miau sagen; sie haben noch verschiedene andere phonetische Kunststücke auf Lager.

Peter machte «gruu», und Agi lockte «komm doch Peterli». Peter kam und legte Agi eine dicke Maus vor die Füsse. Mit einem Aufschrei stiess Agi Peter und Liegestuhl beiseite und sauste ins Zimmer, wo sie, an allen Gliedern zitternd, sich auf den Divan setzte.